

## Region

# Gesucht: Mäzeninnen und Mäzene

**Berner Kunstszene** Ohne sie gibts kein Kunstmuseum, doch das Mäzenatentum kämpft mit dem Zeitgeist, der Berner Mentalität – und dem komplizierten Verhältnis zum Staat.

Michael Feller

Viren haben dieser Tage einen schlechten Ruf. Doch Sabine Hahnloser und Jobst Wagner berichten von einem Infekt, der ihr Leben bereichert und sie nie losgelassen hat: der Kunst. Oder besser: dem Sammeln von Kunst. Sie tun das privat, engagieren sich aber auch mit Arbeitszeit und Geld zum Wohle der Öffentlichkeit. Ohne Mäzene gäbe es in der Schweiz keine Kunstmuseen. Nur rücken zu wenige nach, besonders in Bern. «Es ist sehr schwierig, junge Leute zu finden, die sich einsetzen», sagt Jobst Wagner.

Diesen Sommer hat der Unternehmer Wagner (61) das Präsidium der Stiftung Kunsthalle an Sabine Hahnloser (48) weitergegeben, an die Kunsthistorikerin aus der bekannten Sammlerfamilie. Die beiden Familien gehören zu den wichtigsten Förderern des Kunstplatzes. Zu einem Zirkel, der sich seit längerem erweitern und öffnen will, aber es nicht so richtig schafft. Auf der Suche nach den Gründen geht es um Mentalitätsfragen und um ein Dilemma der Oberschicht.

## Neue Bilder kaufen die Mäzene

Eine erste Hürde zur Kunstförderung liegt wohl im unübersichtlichen Geflecht an Kunststiftungen und -Vereinen. Was deren Bedeutung indes nicht schmälert. Zwar gehören das Kunstmuseum Bern oder auch das Zentrum Paul Klee der Allgemeinheit und werden vom Kanton Bern subventioniert. Doch mit dem Geld werden die laufenden Kosten bezahlt, das Personal, der Unterhalt. Das Budget für Neuanschaffungen ist klein. Neue Bilder gibts dank Schenkungen und Nachlässen – oder sie gelangen über die zugewandten Stiftungen ins Museum. Und hinter den Stiftungen stecken wiederum Privatpersonen.

Doch was bringt einen Menschen zum Mäzenatentum? Im Gegensatz zu Sponsoren vergeben Mäzeninnen und Mäzene ihr Geld ohne Gegenleistung. Zumindest ohne materielle Gegenleistung. Ein Antrieb kann sein, der Gemeinschaft «etwas zurückzugeben», wenn man sich glücklich schätzt, mehr zu haben. Die einen zeigen es und schöpfen Prestige ab, andere verhalten sich diskret und geniessen Genugung. Das sind Mentalitätsfragen.

Geld spenden bedeutet auch Einfluss. Wer gemeinnützige Projekte unterstützt, entscheidet selbst, wohin ein Teil des Vermögens fliesst – im Gegensatz zu den Steuern, über deren Nutzung die Allgemeinheit befindet. Die Spende lässt sich von der Steuer



Sabine Hahnloser ist die neue Präsidentin der Stiftung Kunsthalle, der bisherige Präsident Jobst Wagner tritt nach 17 Jahren zurück. Foto: Raphael Moser

abziehen, was bekanntlich ein Grund ist, weshalb viele Reiche Stiftungen gründen. Wer stiftet, bestimmt mit.

## Stifter auch als Normalverdiener

Den grossbürgerlichen Anstrich des Stiftungswesens möchte Jobst Wagner allerdings loswerden. Auch Normalverdiener sollen mitmachen können. Er weist auf die niedrige Eintrittsschwelle hin. Bereits mit 2000 Franken Einsatz pro Jahr könne man Stifter werden, «das ist nicht mehr, als ein Logenplatz im Eishockeystadion kostet, sage ich jetzt mal ketzerisch». Und Hahnloser ist es ein besonderes Anliegen, jungen Menschen in Ausbildung den Einstieg mit tiefen Beiträgen zu ermöglichen. «Eine Kunsthalle-

Mitgliedschaft gibt es für weniger als 100 Franken im Jahr.»

Die Frage der Motivation beantwortet Hahnloser pragmatisch. «Die Stiftung ist altruistisch», sagt sie. «Man bezahlt, damit wichtige Werke, die in der Kunsthalle gezeigt werden, in Bern bleiben.» Die Kunsthalle sei immer visionär gewesen, etwa, als sie in den 30er-Jahren Klee gezeigt haben, als dieser in gewissen Kreisen noch als Spinner galt. Ein Kandinsky, ein Matisse stellte in Bern aus, «aber ihre Werke zogen an Bern vorbei», sagt Hahnloser. Das heisst: Die Künstler wurden berühmt, ihre Werke unerschwinglich. «Seit 33 Jahren verpassen wir weniger Chancen», sagt die Sammlerin. 1987 wurde die Stiftung Kunsthalle gegründet, mit dem Zweck,

Kunst, die in der Kunsthalle ausgestellt wird, zu kaufen und sie dem Kunstmuseum Bern zur Verfügung zu stellen.

## Begeisterung für die Kunst als Antrieb

Sabine Hahnloser ist derzeit auch noch Präsidentin der Vereins Freunde des Kunstmuseums Bern, ein Posten, den sie Ende Jahr abgeben wird. Kaum jemand tritt mit so viel Verve für die Kunst auf. Sammlerin ist sie, seit sie mit 18 Jahren das Geld, das ihre Grosseltern für ihr Studium beiseitegelegt hatten, mit dem Kauf eines Kunstwerkes verprasste. «Man baut eine Beziehung auf zu den Kunstwerken. Man nimmt sie in die Familie auf. Man hasst sie, liebt sie, streitet mit ihnen, gibt sie weiter, ver-

## Jobst Wagner

Jobst Wagner (61) ist seit 2000 Verwaltungsratspräsident und Miteigentümer der Rehau-Gruppe mit Sitz in Muri bei Bern. Rehau ist weltweit mit 20'000 Mitarbeitern in der Polymerverarbeitung tätig. Jobst Wagner engagiert sich neben seinem kulturellen Mäzenatentum auch gesellschaftspolitisch. 2013 initiierte er die Stiftung Strategie Dialog 21, ein Thinktank, der sich für Deregulierung einsetzt und Ideen für die wirtschaftliche Zukunft der Schweiz entwickelt. Er ist Stiftungsrat von Avenir Suisse sowie Gründer und aktiver Präsident des Polo-Clubs Bern.

## Sabine Hahnloser

Sabine Hahnloser (48) stammt aus einer der bekanntesten Sammlerfamilien der Schweiz. Ein Zweig der Familie ist in Winterthur geblieben, einer zog nach Bern, als Hahnlosers Grossvater Hans Robert 1934 als Professor der Kunstgeschichte an die Uni Bern berufen wurde. Die Unternehmerin und Sammlerin Hahnloser führt mit ihrem Mann Andreas Tschopp, Facharzt für plastische Chirurgie, die Klinik im Spiegel.

Sache, aber das ist kein Selbstläufer.» Es gelte, ein «Erlebnis, ein Narrativ, einen Lifestyle» zu vermitteln. Damit sich die Menschen wieder engagieren. Denn an Kunstinteressierten und Sammlern mangelt es nicht. Neben Immobilien und Aktien ist die Kunst ein wichtiges Feld für Investitionen. Bei der Bereitschaft, sich auch ehrenamtlich zu engagieren, hapert es allerdings seit Jahren. Wie in den Vereinen, wie in der Kommunalpolitik.

«Wir müssen das private Engagement mehr in den Vordergrund rücken», sagt Jobst Wagner. «Es geht mir nicht darum, dass man uns Mäzenen zu mehr Dank verpflichtet wäre.» Doch wenn etwa die Stadt Bern den Kredit für Kunst am Bau zusammenstreiche, werde es deutlich, dass die Kultur auf die private Initiative angewiesen sei.

In Bern dürfte ein bereits genannter Aspekt erschwerend sein: die Mentalität. In der Hauptstadt wird nicht geprasst. Präsens ist per se keine Schweizer Tugend, «und selbst für Schweizer Verhältnisse sind die Berner diskret im Umgang mit ihrem Geld», sagt Jobst Wagner. Auf der anderen Seite gebären sich heute viele reiche Zürcher – von denen es auch deutlich mehr gibt – weit amerikanischer, also offener. So liess sich auch der Kunsthaus-Anbau in der Limmatstadt vergleichsweise zügig realisieren.

## Spannung zwischen Geld und Staat

Letztlich ist das Mäzenatentum immer ein Dienst an der Gemeinschaft. Wie Spannungsgeladen das Zusammenspiel zwischen der spendablen Oberschicht und der Stadt bisweilen ist, zeigt die Geschichte des Kunstmuseums-Erweiterungsbaus. Die Initiative ging in den frühen 2000er-Jahren unter anderem von Jobst Wagner und der Stiftung Kunsthalle Bern aus. Die Stiftung baute seit Jahren für das Kunstmuseum eine Gegenwartskunstsammlung auf, aber es fehlte der Raum, um die Werke auszustellen. Bis heute steht das Projekt nicht. Geld war da, von Hansjörg Wyss und diversen Berner Mäzenenfamilien, mehrere Projekte auch, doch Museum, Stadt und Kanton scheiterten mehrmals kläglich.

Jobst Wagner hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass sich ein solches Projekt doch noch realisieren lässt. «Als Unternehmer bin ich es gewohnt, Durchhaltevermögen zu haben.» Er habe lernen müssen, zu akzeptieren, dass sich ein Projekt im Zusammenspiel mit der öffentlichen Hand nicht so einfach realisieren lasse.

## Das Geflecht auf dem Kunstplatz Bern

— Der **Verein der Freunde des Kunstmuseums Bern** wird derzeit noch präsidiert von Sabine Hahnloser, wobei sie die Leitung des Vereins der Freunde Ende Jahr weitergeben wird. Der Verein kauft für das Kunstmuseum Werke an und schliesst damit Lücken in der Sammlung.  
— Die **Stiftung Kunsthalle Bern**, gegründet 1987, neu präsidiert von

Sabine Hahnloser, in den vergangenen 17 Jahren von Jobst Wagner. Sie kauft Schlüsselwerke von Künstlerinnen und Künstlern, die in der Kunsthalle Bern ausgestellt haben, und stellt diese dem Kunstmuseum zur Verfügung. Wie beim Verein der Freunde bleiben die Ankäufe rechtlich im Besitz der Stiftung. Museumsdirektorin Nina Zimmer und Kunsthalle-Direktorin

Valerie Knoll, beide im Stiftungsrat, schlagen vor, welche Werke gekauft werden sollen.

— Nicht zu verwechseln ist die Stiftung mit dem **Verein Kunsthalle Bern**, der das Haus betreibt.  
— Einer der ältesten Kunstvereine der Schweiz ist die 1813 gegründete **Bernische Kunstgesellschaft**. Sie fördert Künstlerinnen und Künstler, aber auch das Kunst-

museum, das Zentrum Paul Klee und die Kunsthalle. Sie war massgeblich an der Gründung des Kunstmuseums 1879 beteiligt und vergibt heute den höchstdotierten Kunstpreis der Schweiz, das Aeschlimann-Corti-Stipendium.  
— Zahlreiche weitere Stiftungen haben ihre Bilder im Kunstmuseum Bern «parkiert», darunter die **Hermann-und-Margrit-Rupf-**

**Stiftung, die Adolf-Wölfli-Stiftung, die Loeb-Stiftung und die Bernische Stiftung für Fotografie, Film und Video.**  
— Der **Berner Kunstfonds** ist eine Gönnervereinigung, die die Vereine des Kunstmuseums und der Kunsthalle finanziell unterstützt.  
— Die **Stiftung Gegenwart**, 2005 initiiert vom in den USA

wohnenden Mäzen Hansjörg Wyss, hatte ursprünglich den Zweck, einen Kunstmuseums-Erweiterungsbau mitzufinanzieren. 10 von 20 gespendeten Millionen waren für den Kauf von Gegenwartskunst vorgesehen. Heute unterstützt die Stiftung Gegenwartskunstausstellungen, vergibt Stipendien und kauft Werke. (mfe)